

Ludwig M. Eichinger

Mehrsprachigkeit im Zwielficht. Kontexte individualisierter Sprachenwahl

In our individualized society the individual by using a language has to take care of surviving in a globalized world and of symbolizing his cultural identity at the same time. For german speaking people this has consequences as to the use of English as an international language, of German as one of the national languages which represent the variety of European culture and of regional idioms. The latter are used partly as a normal means of communication, partly as a regional symbol of identity. In this paper ways are sketched, how these questions can be dealt with by sociolinguistics.

1. Auf unsicherem Boden

Die Bewohner West- und Mitteleuropas waren gewohnt, in Gesellschaften aufzuwachsen und sich in Gemeinschaften aufgehoben zu fühlen, die auch durch die Orte, an denen sie sich ergeben, ja die sie ermöglichen, geprägt sind. Nichts mehr davon: wir haben gelernt, daß die örtliche Nähe eigentlich nichts mehr bedeutet, wenn ich sie nicht als Teil meiner sozialen Landschaft wähle, und daß es zur provinziellen Einschränkung meiner eigenen Position führt, wenn ich nur sie wähle.

Wie verknüpft man unter diesen Bedingungen die Nähe mit dem Fernen, das einem möglicherweise näher ist als so manches Benachbarte? Wie können wir bei den neuen Wahlmöglichkeiten über die alten kulturellen Zäune hinaus sichern, daß wir trotz der Puzzle-Identität, die das zur Folge hat, zu einem Selbstbild finden, in dem Tradition und Individualität einen angemessenen Ausgleich finden? Das fällt uns nicht leicht, da wir uns bei diesem Balance-Akt vor widersprüchliche Anforderungen gestellt sehen. Die Fahnenwörter der „zweiten Moderne“, wie man die Phase dieser neuen Wahlmöglichkeiten und -zwänge auch nennt, deuten die Sichtweisen an, zwischen denen es einen Ausgleich zu finden gilt: Globalisierung und Lokalisierung. Beide Wörter sind für das Indivi-

duum in unserer Gesellschaft Aufforderungen, sein Interagieren an ihnen auszurichten, wenn es ernst genommen werden will.

Auch die Wahl von Sprachen und Sprechweisen läßt sich in diesem Sinne deuten: als indirekte Folge des Wunsches, diesen Ausgleich für sich zu schaffen.

2. Post-Bürgerliche Öffentlichkeiten

2.1. Der Weg zur globalen Welt

Unter den Bedingungen von Globalisierung und Lokalisierung gehen die Zeiten, zu denen man sich als West- und Mitteleuropäer auf die verbindende und trennende Kraft der nationalen Standardsprachen verlassen konnte, zu Ende. Man wird das nicht nur bedauern. Was diese Veränderung beunruhigend erscheinen läßt, ist, daß damit auch die emanzipatorische Kraft gebrochen sein könnte, die mit der Stabilisierung der volkssprachlichen Standardsprachen und der Verbreitung ihres Gebrauchs einhergegangen war. Der Ausbau der Muttersprachen und ihre Durchsetzung in allen denkbaren kommunikativen Zusammenhängen war die Voraussetzung für das Mitreden-Können in der Öffentlichkeit, auch für politische Beteiligung. Historisch ist die so entstandene sprachliche Gleichheit eine Voraussetzung für die Verwirklichung der bürgerlichen Freiheit, welche die europäischen Staaten in ihrer neueren Geschichte zu realisieren versuchten. Gleiche Mitsprache bedingt die Beherrschung einer Sprachform, die es dem einzelnen erlaubt, am öffentlichen Diskurs teilzunehmen. Die zentrale Rolle der Gleichheit prägt die Idee des – möglichst – einsprachigen Nationalstaates (vgl. Kramsch 1997: 331–333). Die Nichtteilhabe an dem nationalen – auch sprachlichen – Konsens ist dann mühselig, oft auch verdächtig. Der Sprecher eines anderen Idioms zieht den Verdacht auf sich, daß einem der Staat als ganzer nicht so recht paßt. Wenn die andere Sprache zudem die Sprache der staatlichen Nachbarn ist, ist das eher noch kritischer: wollen die Abweichenden lieber zu den Anderen gehören? Negativ wie positiv wurden solche Argumente noch dadurch verschärft, daß den Sprachen ein Status angewiesen wurde, der weit über den praktischen Nutzen, den ihre Beherrschung bot, hinausging. So wurde das Französische zur Sprache der Freiheit und der Demokratie erhoben. Auf deutscher Seite wurde dagegen betont, wie die Sprache Nationen und Völker nicht nur praktisch zusammenhalte, sondern durch die in ihr festgewordene Erfahrung präge. Solche Hypostasierungen führen auf jeden Fall zur Versteifung der Bewußtseinsgrenzen (vgl. Zemb 1989: 383).

Durch diese Abgrenzung nach außen, die Vereinheitlichung und Standardisierung der Sprache nach innen entwickelte sich aber ein Kommunikationsmodell, das innerhalb der nationalsprachlichen Gemeinschaften die Ansprüche an demokratische Mitbestimmung sichern hilft. Die kritische andere Seite dieser Entwicklung war allerdings immer schon, daß durch sie allmählich die traditionelle Universalität der internationalen Kommunikation aufgelöst wurde, die vom Lateinischen und vom Französischen getragen worden war. Die internationale Kommunikation wurde damit im wesentlichen an Spezialisten delegiert. Dabei war im Sinne der jeweiligen wissenschaftlichen und politischen Entwicklung die eine oder andere Sprache jeweils Leitidiom – so übrigens zumindest im 19. Jahrhundert auch das Deutsche, die oben angedeutete Ähnlichkeit der europäischen Kulturen, die ja den internationalen Austausch prägten, hielt das Leben erträglich. Unter diesem Modell, das fast bis heute galt, läßt sich die Kommunikation über die nationalsprachlichen Grenzen hinaus als internationale Kommunikation beschreiben, als gelegentlich begangene Brücke zwischen nationalen Inseln. Globalisierung ist ein Name dafür, daß sich hier etwas geändert hat. Das Wahrnehmen der Beziehungen über die Grenzen der eigenen Kultur und Sprache hinaus ist zum Kernmerkmal der neuen Welt geworden. Es ist das nicht die traditionelle Internationalität des Interesses an der kulturellen Fremde, vielmehr Signal des Zusammenhangs einer über den traditionellen Kulturen liegenden Praxis, die sich an einer weltübergreifenden Interaktion ausrichtet, die sich an wirtschaftlichen Zielen orientiert und Merkmale verschiedener Kulturen nur in diesem Rahmen zur Kenntnis nimmt. Diese Praxis erfaßt in der klein gewordenen Welt weite Bevölkerungsschichten.

„[So] war jener permanente, neugierige oder erlebnishungrige und nicht nur auf die Oberschichten begrenzte Austausch zwischen verschiedenen Völkern, den der Massentourismus darstellt, in früheren Jahrhunderten unbekannt. Das gleiche gilt für die Massenmedien, die sich als fähig erwiesen haben, ziemlich homogene Verhaltensmodelle über den ganzen Planeten zu verbreiten (und gerade den Massenmedien verdankt sich zum großen Teil die Akzeptierung des Englischen als Verkehrssprache)“ (Eco 1994: 338).

2.2. Globalisierungskonflikte und ihre Lösung

Eine erste praktische Stufe der Globalisierung, mit der viele von uns leben müssen, ist die Europäisierung im Rahmen der Europäischen Union. Hier wird Globalität inszeniert. So werden in der EU Förderprogramme für kulturelle Zusammenarbeit institutionalisiert, bei denen die wesentliche Bedingung für die

Förderungswürdigkeit darin besteht, daß sieben verschiedene Mitgliedsländer oder Länder in der Aufnahme-Warteschlange an einem Projekt beteiligt sind. Die relative Beliebigkeit der Kontakte, solange es nur Kontakte sind, macht es auch schwer, sich zu überlegen, wie man sprachlich auf diese Herausforderungen reagieren soll. Natürlich wird offiziell gewünscht, die Mehrsprachigkeit der beteiligten Partner zu erhöhen. Dabei ist ein Modell der völligen gegenseitigen sprachlichen Vernetzung bei der angestrebten Vielfalt der Kontakte illusorisch. Es ist eher ein frommer Wunsch, anzunehmen, man könne eine Mehrzahl von Europäern mit einer hinreichenden Kenntnis von sagen wir fünf Sprachen versehen (s. Finkenstaedt/Schröder 1992). Wiewohl das schön wäre – so könnte man seinen Partner in der Sprache, der er sich verbunden fühlt, ansprechen, beiden Seiten zum Vorteil. Hier steht man auf sprachlicher Ebene vor einem zentralen Problem des Globalisierungsprozesses. Die global vernetzten Problemlagen lassen sich nur lokal lösen. Dabei ist es gar nicht nötig, daß jeder in der Sprache des anderen spricht: das könnte geradezu ein Höflichkeits-Babel ergeben. Diese Lösung setzt sozusagen zu tief an. Die Alternative einer völligen Unifizierung, wie sie zum Beispiel Umberto Eco propagiert, greift andererseits zu hoch:

„Wenn der Trend zur europäischen Vereinigung Hand in Hand mit einem Drang zur Multiplizierung der Sprachen geht, dann liegt die einzige Lösung in der rückhaltlosen Annahme einer europäischen Verkehrssprache“ (Eco 1994: 339).

Denn auch diese Verkehrssprache ist nicht für alle Zwecke gleich gut. Auch der Traum von der alles vereinheitlichenden Weltsprache – „English only“ – stößt an grundsätzliche Grenzen. Die europäischen Sprachenverhältnisse sind nicht so, daß das Englische in alle erforderlichen Sach- und Beziehungsaspekte eintreten könnte. Wo nachbarliche Kommunikation bereits existierte oder wo sich aus der Tradition der europäischen Nationalsprachen eine andere Präferenz ergab wie etwa für das Deutsche in Mittel- und Osteuropa, wirkt das Englische wie die Übersetzung von der eigentlich angemessenen in eine unnötig abstrakte Ebene. Ansonsten sind die Funktionen dieser zweifellos nötigen Hilfssprache vielfältig: sie reichen vom ungehinderten Datentransfer in der Wissenschaft bis zu dem Image-Gewinn, den man sich vom Prestige dieser Sprachform verspricht. Kritisch betrachtet wird die Verwendung des Englischen, wenn der Eindruck entsteht, hier werde ohne Not der Raum der geordneten europäischen Standardsprachlichkeit verlassen. Er repräsentiert jenes eingetübte Nebeneinander der europäischen Standardsprachen, das als Garant für die europäische Vielfalt des Denkens steht, und zwar in der Differenz zwischen den standard-

sprachlich formierten Kulturen wie in der normativen Einebnung von Unterschieden unterhalb dieser standardisierten Sprachformen.

Wenn also auf eine Weise sprachlich internationalisiert wird, daß der Mehrwert völlig undeutlich, die kommunikative Verwirrung dafür offenkundig ist, findet Kritik ein offenes Ohr. So wurde einigermaßen heftig auf die Neutermnologisierungen reagiert, mit denen die Deutsche Telekom zu Beginn des Jahres 1998 ihr Telefonwesen modernisierte: *CityCall* statt *Ortsgespräch* wurde geradezu zum Schibboleth überangepaßter Sprache. Irritiert hat auch das Bemühen der Rechtschreibreformer, bei der Schreibung englischer Entlehnungen einen Integrationsschub auszulösen. Hier wie dort wurde der soziale und kommunikative Wert dieser „fremden“ Signale von Modernität nicht richtig eingeschätzt. Denn ob man nun den Fremdheitsgrad erhöhen oder vermindern will, man muß beide Pole, nämlich die wachsende Globalität und die notwendige Lokalisierung im Auge behalten, soll das Ergebnis für die Sprechergemeinschaft akzeptabel sein. So mißachtet die Rechtschreibreform an dieser Stelle die symbolische Funktion orthographischer Fremdheitssignale. Die oben skizzierte individualisierte Gesellschaft ist dadurch gekennzeichnet, daß man sich in verschiedene Interessengruppen einwählt. Die Zugehörigkeit zu ihnen wird durch eine „insiderhafte“ Sprachform signalisiert, in modernen Lebensstilen gehört dazu eine amerikanisch geprägte Art des Sprechens, wie es zum Beispiel auch die modern gewordenen Lifestyle-Magazine vermitteln. Die Telekom auf der anderen Seite mißachtete das Bedürfnis, im eigenen Alltag nicht mit einer sprachlichen Großräumigkeit konfrontiert zu werden, die bei der Beschränkung auf bundesdeutsche Alltagsphänomene und einen darauf beschränkten Kommunikationsraum keinen erkennbaren Sinn hat. Hier würde man vielmehr in sinnvoller Anwendung des sprachlichen Subsidiaritätsprinzips – Dinge werden auf der niedrigstmöglichen Verallgemeinerungsebene abgehandelt – eine deutschsprachige Information erwarten.

3. Sprachliche Lebensstile 1: die Ausweitung der kommunikativen Welt

Aber es geht nicht nur um Institutionen und offizielle Regelungen, wie bei den angesprochenen Beispielen. Auch das durchschnittliche Individuum in unserer Gesellschaft muß für sich vermitteln zwischen den neuerdings vermehrt anstehenden Kontakten im Rahmen einer Kultur über den Kulturen, der eigenen Einbindung in verschiedene mehr oder minder frei gewählte Kontexte und den

sprachlichen Möglichkeiten, die es hat. Wenn daher auch heute mehr denn je gilt, daß jeder seines Ich-Designs Schmied ist, führen doch die mit anderen geteilten Wahrnehmungen und Erfahrungen zu Clustern ähnlicher symbolischer Bewältigung der anstehenden kommunikativen Aufgaben. Dabei stehen in der Gesellschaft insgesamt Gruppen von Lebensentwürfen nebeneinander, die ganz verschiedene Optionen nahelegen, dann aber auch ganz verschiedene Lebenschancen eröffnen.

Der typisch erfolgreiche weltweite Interagent spricht tatsächlich seine Muttersprache, dazu auf jeden Fall Englisch und kennt womöglich noch eine Reihe weiterer Sprachen. Er bewegt sich in einem infrastrukturellen Umfeld, das es ihm erlaubt, in einer Welt zu überleben, die wie ein virtuelles Dach über dem liegt, was wir als kulturelle Unterschiede zu erfahren gelernt haben. Fremdkulturellem begegnet er allenfalls als marginalem Reiz. Mit den Leuten, die zu Hause seine Nachbarn sind, hat er wenig zu tun. Er lebt die Zeit-Raum-Verdichtung, die uns medial und transporttechnisch heutzutage möglich wird; von seiner Herkunft ist er weithin abgelöst (vgl. Albrow 1997: 298). Kommunikative Netze dieses Typs werden von international tätigen Geschäftsleuten aufgebaut; von einer solchen Frau, die fünf Sprachen kann und drei Apartments über die Welt verstreut besitzt, schreibt Bauman:

„Die Kultur, an der sie Teil hat, ist nicht die Kultur eines bestimmten Ortes; es ist die Kultur einer Zeit. Es ist die Kultur der *absoluten Gegenwart*. [...] Sie übernachtet immer im gleichen Hilton Hotel, ißt das gleiche Thunfischsandwich zu Mittag, oder, wenn sie will, chinesisch in Paris und französisch in Hongkong. Sie benutzt das gleiche Faxgerät, Telefon, die gleichen Computer, sieht die gleichen Filme und diskutiert die gleichen Probleme mit den gleichen Leuten“ (Bauman 1997: 328).

Es ist diese Sozialsymbolik des Lebens nur in der Zeit, welche diese Ideen postmoderner Freiheit prägt: auch die Träumemacher der Werbung imaginieren ein Leben dieser Art. Nicht umsonst wirbt die Firma Rolex in entsprechenden Magazinen für eine 24-Stunden-Uhr für den 24-Stunden-Tag.

Die zweite Gruppe sind die heutigen Repräsentanten einer traditionellen Bildungsschicht, bei der aber unter dem Einfluß der Globalisierung die Praxis des sprachlichen und kulturellen Kontaktes gegenüber dem reinen Bildungswert der Begegnung mit anderen Kulturen an Bedeutung gewonnen hat. Es gibt davon zweifellos esoterischere und pragmatischere Varianten. Den Widerstreit zwischen ihnen kann man in der Welt der Wissenschaft ohne großes Problem be-

obachten. Hier streiten derzeit die Verfechter einer traditionellen „humboldtianischen“ Bildungs-Universität mit den Modernisierern, die ihre Tätigkeit im freien Verfügen über internationale Wissenschaftsnetze sehen und sich wie folgt äußern:

„Die faktische Koordination von Wissenschaft vollzieht sich jedoch im globalen Geflecht mit im Prinzip allen, die ähnliche Interessen und Aufgaben haben. [...] '*Disembedding mechanisms*' nennt das Anthony Giddens und bezieht das allgemein auf abstrakte Systeme der Moderne, aber in der Distanzierung vom lokalen Raum und der synchronen Zeit gilt das Prinzip bevorzugt für universitäre Forschung und Lehre“ (Kuhlen 1998: 121)

Dem stehen gegenüber Vertreter traditioneller Bildungsvorstellungen, bei denen Mehrsprachigkeit nur in begrenztem Ausmaße eine Rolle spielt und in bestimmter Weise funktionalisiert wird. So wird paradoxerweise gerade im Umfeld der „interkulturellen Germanistik“ zum Teil ein Skeptizismus gepflegt, was die gegenseitige Verständigungsmöglichkeiten über Sprachgrenzen hinweg betrifft, der das Beherrschen einer fremden Sprache geradezu als überflüssig erscheinen läßt (vgl. Holenstein 1996). Und man spricht in Überlegungen zu einer neuen Mehrsprachigkeit im sich wandelnden Europa von der Angst vor dem Überwiegen der einen oder anderen Sichtweise, wie sie in der jeweiligen Sprache festgeworden sei. (vgl. Hagège 1993).

4. Sprachliche Lebensstile 2: europäische Sprachidentitäten

4.1. Zum Status lokalen Sprechens

In den bisher skizzierten beiden Lebensstilen wurden unterschiedliche Rollenmodelle für die neue Welt in der Zeit und ohne Raum gesucht. Die Teile der Bevölkerung, die sich solchen Modellen nicht anschließen können, werden weitgehend in lokale Nischen abgeschoben (s. Bauman 1997: 327/328): man spricht von *glocalising*. Die Sozialsymbolik der Gruppen, die allenfalls durch punktuelle Anleihen an der neuen Welt teilnehmen können, ist letztlich doch nach wie vor von den Bedingungen räumlicher Nähe bestimmt. Die Anlehnung an die Sozialsymbolik einer internationalen Moderne führt hier letztlich nicht aus den Bindungen der engräumigen Soziallandschaft heraus, all die Gruppen, die in dieser Weise traditioneller agieren, gehören tendenziell zu den Verlierern dieser neuen Welt. Das allerdings nur, wenn man die Anforderungen der Globalisierung absolut setzt.

4.2. Suche nach neuen Differenzen

Auf der anderen Seite bekommt mit der Individualisierung auch die Bindung an selbstgewählte Merkmale einer regionalen Identität eine erneute Chance. Denn die virtuelle Zeit-Kultur beherrscht nicht Alles, der globale Rahmen findet normalerweise seine lokale Form. Lokalisierung und Multikulturalismus sind die Stichworte, unter denen eine identitätsorientierte Sprachenwahl beschrieben werden kann, welche sich eine Tradition aus verfügbaren symbolischen Versatzstücken konstruiert. Auch bei dieser Sicht von unten her bilden die national organisierten Standardsprachen die Ebene, an der sich die sozialsymbolischen Optionen orientieren. Sind unsere westeuropäischen Sprachen außer dem zur Weltsprache gewordenen Englischen unter dem Blickwinkel der Globalisierung zu klein, so sind sie unter dem Gesichtspunkt der Signalisierung sprachlicher Individualität oft die zu große Einheit. Das hat mindestens zwei Gründe: zum einen läßt sich spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg die Kenntnis der Standardsprache als Symbol für die Gruppenzugehörigkeit kaum mehr nutzen. Was fast alle können, bringt nichts, es fehlt die Differenz (s. Bourdieu 1993). Unter diesen Voraussetzungen waren die stark schichtenspezifisch orientierten Interpretationen der soziolinguistischen Lage vermutlich schon obsolet, als sie Ende der 60er Jahre vorgebracht wurden. In der Zwischenzeit haben sich die Wahlmöglichkeiten zwischen den sprachlichen Varietäten weiter vergrößert. So hat man zunehmend wirklich die Option, sich in die Gruppenzusammenhänge sprachlich einzuwählen, in denen man gesehen werden will. Hierbei wird die Ebene der Standardsprache in verschiedenen Richtungen verlassen.

4.3. Der Prestigege Gewinn von Minderheiten

Mit dieser Möglichkeit gewinnen die traditionsgemäß als marginal angesehenen Minderheitensprachen an zusätzlichem Prestige: „in den letzten Jahrzehnten hat es in ganz Europa eine Respektierung minoritärer Sprachen gegeben“ (Eco 1994: 339). Zumindest gilt das für die sozialsymbolische Verwertbarkeit minoritären Sprachverhaltens, mit der praktischen Nutzbarkeit dieser Sprachformen sieht es eher kritisch aus. Das hat nicht zuletzt mit dem flächendeckenden Erfolg der Staatssprachen zu tun, die allein einen Modernisierungsgrad haben, daß mit ihnen ein sprachliches Leben in der Moderne möglich ist. Das Leben unter diesem kommunikativen Dach hat die Alterität dessen, was die minoritären Idiome signalisieren, weithin eingeebnet, hat häufig die Andersartigkeit zum Exotismus folklorisiert, der wenig Ansatzpunkte bietet, sich in diese Symbol-

welt einzuwählen, ohne in den Verdacht von Nostalgie zu geraten. Natürlich hat sich der Blickwinkel auf diese Kleinsprachen im Gefolge der Europäisierung verändert. Vordem als marginalen Erscheinungen an den Rändern der nationalen Gliederung angesehen, werden sie nun unabhängig davon wahrgenommen. Babel wird positiv gelesen als Bedingung der Möglichkeit, sich in verschiedenen Kulturen zu dissoziieren.

„Die sprachliche Zersplitterung wird nicht mehr als ein Unglück empfunden, vor dem man sich schützen muß, sondern als ein Ausdruck der ethnischen Identität, ein politisches Recht, etwas, zu dem man um jeden Preis zurückkehren muß“ (Eco 1994: 339).

Wie man das deutet, ist derzeit strittig: die Vorschläge reichen von „Gegenmodernisierung“ (Beck 1994: 473) und „Nationalitäten-Wahn“ (Ebeling 1994) bis zu „Sprachnationalismus als Identitätsmotor“ (nach Haarmann 1993: 23).

4.4. Der Symbolwert regionaler Substandards

Vielleicht etwas anders ist es bei Varietäten, die genetisch zum nationalen Standard gehören, von ihm überdacht sind und von ihm ihre soziolinguistischen Räume zugewiesen bekommen. Sie sind ja eigentlich aufgehoben in dem vorherrschenden standardsprachlichen Modell. Trotzdem können diese regionalen Sprachformen gerade im deutschen Sprachgebiet mit seiner polyzentrischen Struktur nunmehr wieder zur Symbolisierung von Identität benutzt werden. Die weit verbreitete Beherrschung der Standardsprache macht die Wahl regionaler Sprachformen zum bewußten Entscheid. Das setzt schon ein auf der Ebene der „nationalen Varietäten“ (s. Ammon 1995). Man wird realistischerweise nicht annehmen, daß gerade nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten die in der Bundesrepublik ausgeprägte Form eines nationalen Standards nun an Außengeltung und sozialer Normalität verloren hätte. Dennoch gibt es in gewissem Umfang Dissoziierungstendenzen, die uns auffordern, die sprachlichen Auffälligkeiten bestimmter Teilgruppen als Korrelate einer eigenen kulturellen Prägung zu sehen und so als Variation innerhalb des Standards zu interpretieren. Dabei ist vielleicht nicht einmal die Größe und der Umfang der Abweichung der zentrale Punkt, vielmehr geht es um den Wert der einzelnen Abweichung als Sozialsymbol. In dieser Hinsicht wären die Einzelmerkmale für die nationalen Varietäten mehr zu wägen als zu zählen. Wir nehmen wahr und wir verlassen uns auf bestimmte prototypische Merkmale, die uns z.B. Österreichisches oder Schweizerisches mit den jeweiligen Konnotationen signalisieren.

Mit der kulturellen – und auch der wirtschaftlichen – Kraft solcher charakteristischer sprachlicher Merkmale rechnete ja wohl auch die österreichische Politik, wenn sie sich beim Eintritt in die EU eine Reihe von Kulinaria (von *Marille* bis *Paradeiser*) gesetzlich schützen ließ.

Beim Blick über den deutschen Sprachraum zeigt sich, daß ganz unterschiedliche Ansprüche an dieses Symbolinventar gestellt werden; je nachdem, wie weit die regionalen Varietäten im sprachlichen Alltag noch lebendig sind. Hier kommt es zu der eigenwilligen Konstellation, daß die stabilisierte Benutzung regional geprägter Umgangsformen ihren Interessewert senkt. So scheint es etwa in Bayern stabile Formen regionalen Sprechens zu geben, die im wesentlichen ihren Platz zwischen Identitätssicherung und kommunikativer Praxis gefunden haben. Auch Kodifizierungen mit der Festschreibung bestimmter Geltungsbereiche – und dem konsequenterweise folgenden Streit über deren Adäquatheit – zeugen eigentlich davon (s. Zehetner 1997).

Dagegen gibt es in den Regionen, wo solche Substandards eher als Erinnerungsformen vorkommen, verstärkt die Intention, regionalen sprachlichen Marken sozialsymbolischen Signalwert zuzuschreiben. Diese Tendenz, kann man zum Beispiel beim Niederdeutschen sehen. Trotz seines prekären Status im alltäglichen Gebrauch wird sein Identitätswert so hoch eingeschätzt, daß man sich um seine Berücksichtigung in der Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen des Europarats bemüht hat. Diese Charta ist in der Bundesrepublik zum Januar 1999 ratifiziert worden. In ihr sind Förderungsmaßnahmen zur Sicherung der traditionellen kulturellen und sprachlichen Mannigfaltigkeit vorgesehen, die in ihrer Vielfalt zeigen, daß sie für Kleinsprachen, die als „normale“ Kommunikationsmittel funktionieren, ebenso gedacht sind, wie zur Stabilisierung des regionalen Bewußtseins in Fällen wie dem Niederdeutschen. Daß beide Typen sprachlicher Regionalität in der Regelung der Charta Platz haben, zeigt, daß Konstellationen von Mehrsprachigkeit oder Mehrdialektalität in Gesellschaften wie der deutschen heute nach zwei Mustern interpretiert werden. Ihre Vermischung erklärt die Unergiebigkeit der Auseinandersetzung darum, ob die Beziehung zwischen dem Hoch- und dem Niederdeutschen die von einer Mehrheits- zu einer Minderheits- oder Regionalsprache sei. Diese Frage ist falsch gestellt. Sie zielt ja nur auf Konstellationen, auf die das folgende erste Interpretationsmodell (noch) zutrifft. In vielen Regionen, an welche die genannte Charta des Europarats gerichtet ist, geht es wirklich darum, einen angemessenen kommunikativen Platz für benachteiligte Idiome zu schaffen. Sie haben ja gerade im Hinblick auf die veränderten Verhältnisse in einem vereinten Europa neue Möglichkeiten, sich neben den Nationalsprachen einen

veränderten besseren Platz zu schaffen. Sie profitieren zweifellos von der neuen Konstellation, in der sich der Status der Staatssprachen relativiert hat. Was kann das Ziel dieser Emanzipation sein – wenn nicht das Erreichen des Zustandes, selbst wie eine kleine Staatssprache zu werden? Sinnvoll wäre zweifellos eine geschichtete Funktionseinbettung in einer föderalen Konzeption, wo so viel wie möglich dezentral und mit den Mitteln der dezentralen Organisation entschieden werden könnte. Damit wäre den einzelnen Sprachen je nach ihrem Status und ihrer Reichweite ein eigener Funktionsraum zugewiesen. Insofern allerdings normalerweise die Sprecher dieser Sprachen sich ihre Sprache nicht so bewußt aussuchen können, signalisieren sie zwar regionale Identität, aber eher im traditionellen Kontext einer Identität, die einem automatisch zukommt. Allenfalls die immer mindestens zweisprachigen Vertreter dieser Minderheiten können sich davon symbolischen Gewinn in modernen Gesellschaften versprechen.

Ihr Verhalten nähert sich dann in der anderen Existenzform regionalsprachlicher Anbindung, wo regionale sprachliche Identitätsmerkmale als Element einer gruppenspezifischen Symbolisierungsweise zitiert werden. Die sprachliche Varietät ist in diesen Fällen als alltägliches Kommunikationsmittel kaum mehr in Gebrauch. Sich so in ein Symbolmilieu einzuwählen, dazu eignet sich zum Beispiel das Niederdeutsche recht gut, da eine bildungssprachliche Tradition dieses Idioms seit dem 19. Jahrhundert die Integration solche einer Identifikation in konventionelle Selbstbilder gebildeter Bürgerlichkeit erlaubt. Und das ist eine Voraussetzung dafür, daß dieser Typ von sozialer Selbstrepräsentation im gesamtgesellschaftlichen Interessenausgleich positiv gehandelt werden kann (s. Schulze 1993).

Die „Charta“ versucht nun in der Breite der Optionen, die sie für die Förderung der regionalsprachlichen Vielgestaltigkeit vorsieht, eine Art von Wittgensteinscher Familienähnlichkeit der zu fördernden Sprechergemeinschaften zu konstituieren. Die Optionen hängen zwar jeweils miteinander zusammen, an den jeweiligen Enden der Kette der Familienähnlichkeit haben die konkreten Situationen und Maßnahmen aber faktisch nichts mehr miteinander gemein. Wenn diese Lösung bewußt so gewählt wurde, ist sie der Versuch, den unterschiedlichen Status von Mehrsprachigkeit und interner Variation in den europäischen Gesellschaften in einen Rahmen zu packen. Eigentlich geht es aber um zweierlei Dinge, die auch Entwicklungszuständen im Hinblick auf den Grad an Standardsprachlichkeit in der Gesamtgesellschaft entsprechen. Das Niederdeutsche, aber auch z.B. Merkmale des Oberdeutschen, obwohl sie auf eigenständige Ansätze zur Schriftsprachlichkeit (in mittelniederdeutscher Zeit bzw. bis

zum 18. Jhdt) zurückgehen, sind in ganz anderem Ausmaße in die Sprachwelt der deutschen Standardsprache integriert als dies bei den Sprachformen von Minderheitengruppen wie den Sorben oder den Slowenen, um zwei relativ beliebige Beispiele aus dem deutschen Sprachraum zu wählen, der Fall ist. Hier hat auch die heutige Entscheidung zu Ein- und Mehrsprachigkeit natürlich ganz unterschiedlichen Status.

4.5. Probleme der Multikulturalität

Diese Ambivalenz der Bezüge läßt sich auch in anderen Kontexten zeigen. War bisher im wesentlichen von autochthonen Varietäten im Umfeld des Geltungsbereichs der deutschen Standardsprache die Rede, so kommen im Kontext der Multikulturalismus-Debatte Sprachen anderer Kulturen in den Gesichtskreis wie z.B. das Türkische. Vor allem die Sprachen jener Bevölkerungsgruppen, die durch Migration in den traditionellen Verbreitungsraum der deutschen Sprache gekommen sind, stellen hier eine Herausforderung dar, die an die Ränder dessen führt, was im europäischen Kontext an kultureller Differenz üblicherweise verarbeitet wurde (s. Gadamer 1995: 59). Der sozialsymbolische Status dieser Sprachen ist prekär. Wenn nicht praktische Nützlichkeit den Weg in eine solche Zweisprachigkeit eröffnet, muß es relativ spezifische Gründe geben, sich sprachlich auf diese Weise einzuordnen. Man muß sich in diesem Fall gegen die Gefahr wappnen, gemäß überkommener Vorurteilmuster wahrgenommen zu werden – unter diesem Effekt leiden zum Beispiel auch schon die slawischen Sprachen (s. Taylor 1995: 209). Aus solchen Sprachen werden in einigermaßen regelmäßiger Weise nur Elemente aufgenommen, die sozialsymbolisch interessant erscheinen. Man zielt sich mit Exotismen und spricht mit seinem Italiener, der seit Jahrzehnten in der Bundesrepublik lebt, Italienisch, um Sensibilität zu signalisieren. Mag das auch klingen wie die Dokumentation des Satzes, daß es schwierig sei, keine Satire zu schreiben, es ist viel ernster gemeint. Dieses Sprachverhalten versucht eine individuelle Integration von Erfahrungen zu einer gebildet-sensiblen Identität, die allerdings sofort in gruppenspezifische Schemata einläuft, weil die Muster, solcherart kulturelle Erfahrung zu repräsentieren, auf den westeuropäischen Erfahrungen beruhen, die man so einfach nun doch nicht abschalten kann.

5. Für eine Soziolinguistik der Übergänge

Die Bedingungen für Sprachkontakt haben sich offenbar entschieden verändert, und zwar auch verändert entlang einer gesellschaftlich relevanten Trennschicht, die jene Leute, welche die räumliche Einbindung systematisch transzendieren, von denen trennt, die das nicht tun. Das Wort Sprachkontakt heißt dann auf beiden Seiten dieser Trennlinie jeweils etwas Unterschiedliches. Vom globalisierten Ich werden Merkmale einer bewußten Sprachenwahl als Marken sozialer Gruppenidentität eingesetzt – das kann v.a. im Fall lokaler und multikultureller Anbindung sprachlich ganz unterschiedlich tief gehen. In der lokalisierten Welt dagegen ist es mühevoll, die ererbte Einbindung in globaler Richtung zu transzendieren. Den Kern der Identität bildet hier zweifellos die natürlich gegebene Umgebung. Es ist aber ganz offenkundig, daß diese von der schönen neuen Soziologen-Welt skizzierten zwei Seiten individualisierter Existenz zumindest bisher noch eher auf ausgewählte städtische Lebenswelten in Westeuropa zutreffen als auf die ganze kommunikative Landschaft. So sind denn traditionellere Kategorien soziolinguistischer Einschätzung durch diesen neuen Blick nicht außer Kraft gesetzt. Interessant ist aber ohne jeden Zweifel die Frage, wie die Sprecher in einer soziolinguistischen Welt des Übergangs leben, wo bei weitem nicht mehr selbstverständlich ist, wie der Rekurs auf bestimmte Sprachkonstellationen zu verstehen ist.

Literatur:

- Albrow, M. (1997). Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Beck 1997: 288–314.
- Ammon, U. (1995). Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ammon, U. (1994). The Present Dominance of English in Europe. With an Outlook on Possible Solutions to the European Language Problems. *sociolinguistica* 8: 1–14.
- Bauman, Z. (1997). Schwache Staaten. Globalisierung und die Spaltung der Weltgesellschaft. In: Beck 1997: 315–332.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (eds.)(1994). *Risikante Freiheiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (ed.)(1997). *Kinder der Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1993): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main. 6. Aufl.: Suhrkamp.
- Ebeling, H. (1994). *Der Nationalitäten-Wahn. Der Geist der Rache und die Zukunft der Europäer*. Hamburg: eva.

- Eco, U. (1994). Die Suche nach der vollkommenen Sprache. München: C.H.Beck.
- Edwards, J. (1994): Multilingualism. London: Routledge.
- Eichinger, L.M.(1997). Sprachbiographien in Risikogesellschaften. In: W.W.Moelleken/P.J.Weber (eds.): Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik Bonn: Dümmler: 139–147.
- Eichinger, L. M.(1997). Wie findet man seine Sprache? Neue Mehrsprachigkeit als Option oder als Ergebnis von Selbstorganisation. *sociolinguistica* 11: 154–165.
- Finkenstaedt, Th./Schröder, K. (1992). Sprachen im Europa von morgen. Berlin u.a.: Langenscheidt
- Gadamer, H.– G. (1995). Das Erbe Europas. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gellert-Novak, A. (1994). Die Rolle der englischen Sprache in Euroregionen. *sociolinguistica* 8: 123–135.
- Haarmann, H. (1993). Die Sprachenwelt Europas. Geschichte und Zukunft der Sprachnationen zwischen Atlantik und Ural. Darmstadt: WBG.
- Hagège, C. (1994). La soufflé de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe. Paris: Jacob.
- Holenstein E. (1996). Interkulturelle Verständigung. Bedingungen ihrer Möglichkeit. In: A. Wierlacher/G.Stützel (eds.), Blickwinkel. München: iudicium: 81–100
- Kramsch, Cl. (1997): Wem gehört die deutsche Sprache? *Jahrbuch DaF* 23: 329–347.
- Kuhlen, R. (1998). Zuckerguß von Multimedia. Die Bedeutung der Telemediatisierung für die Wissenschaft. *Forschung&Lehre* 3/1998: 119–121.
- Menge, H. (1995). Rehabilitation des Niederdeutschen. Erwartungen an die europäische Sprachenpolitik. *ZGL* 23: 2–32.
- Sartori, G. (1992). Demokratietheorie. Darmstadt: WBG.
- Schulze, G. (1993/²1966). Erlebnisgesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.
- Stickel, G. (Hg.)(1997): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York.
- Taylor, Ch. (1995). Philosophical Arguments. London usw.: CUP.
- Zehetner, L. (1997). Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern. München: Hugendubel.
- Zemb, J.-M. (1989). Sprache. In: J.Leehardt/R.Picht (eds.): *Esprit – Geist*. 100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen. München: Piper: 382–387.

Adresse des Autors:

Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger
 Olshausenerstraße 40
 Haus Leibnizstraße 8
 24118 Kiel
 Telefon: (0431) 880-2316